Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die internationale Krisenregion: «Naher Osten» — von innen beleuchtet

Zu Erich Gyslings Buch «Zerreissprobe in Nahost»

Erich Gyslings ausgezeichnetes Buch[1] zwingt zu einer Revision eines Klischees: im deutschsprachigen Kulturraum ist die Kontrastierung «Journalist/Wissenschaftler» gleichermassen bei beiden darin angesprochenen Gruppen etabliert. Gysling stellt jedoch in seinem neuen Buch eine Brücke zwischen beiden her.

In seinem Vorwort schreibt Gysling, dass er ursprünglich ein «Porträtbuch», das über die Vermittlung von «aktualitätsbezogenem Wissen» hinausgeht, schreiben wollte; er will einen «Einblick in die Wertvorstellungen jener Menschen ..., die im Umkreis des nahöstlichen Konflikts leben», vermitteln und erkennt ohne Umwege, dass dies sachkundig nur «vor dem Hintergrund geschichtlicher Ereignisse» geschehen kann, weshalb er das ursprüngliche Konzept erweiterte. Erich Gysling spricht arabisch und reist regelmässig in die Region; er hat mit Israelis und Palästinensern, mit islamischen Fundamentalisten und mit ihren Kritikern gesprochen. Er hat für sein Buch das Fachschriftentum über die Region gelesen, vor allem die «Quellen im arabischen Original», wie er im Vorwort schreibt. Gysling erlangte dabei sein Wissen aus erster Hand, wie z.B. Kapitel VII über islamische Fundamentalisten in Ägypten überzeugend belegt. Welche Einsichten vermittelt Gysling über den Nahen Osten?

Die zentrale Konfliktzone und der zentrale Konflikt

Die Fachdiskussion über den Nahen Osten wird von zwei Perspektiven dominiert: Globalismus und Regionalismus. Die Globalisten sichten die vielen Konflikte im Nahen Osten durch die Brille globaler Konflikte. Es gibt je eine konservative (auf den Ost-West-Konflikt bezogene) und eine linke, mit dem «tiers mondisme» ideologisch belastete (auf den Nord-Süd-Konflikt bezogene) Sichtweise. Die Regionalisten studieren den Nahen Osten und berichten über ihn aus regionaler Perspektive. Immerhin haben sie den Vorzug, die Region für sich zu verstehen, mit ihr vertraut zu sein. Doch steht der Nahe Osten nicht für sich alleine etwa als «arabische Welt» oder gar «islamische Welt» da. Der Nahe Osten ist ein regionales System der Weltordnung. Dennoch spiegelt diese Region nicht den globalen Konflikt (Ost-West *oder* Nord-Süd) wieder; sie hat ihre Eigendynamik. Journalisten und Wissenschaftler, die über diesen Teil unserer Welt schreiben, müssen zwei Fähigkeiten besitzen, wenn sie ihrem Gegenstand gerecht werden wollen: sie müssen in der Lage sein, die Region von innen zu beleuchten und gleichzeitig deren internationale Verflechtungen zu erkennen. Erich Gyslings Beitrag erfüllt beide Erfordernisse.

Der Nahe Osten ist kein geographischer, sondern ein politischer Begriff und umfasst deshalb auch neben den arabischen vorderasiatischen Ländern — zusammen mit den nicht-arabischen Staaten Iran, Israel und der Türkei — auch den arabischen Teil Nordafrikas (Maghreb). In dieser Weltregion lassen sich zwischen dem Golf, dem Roten Meer, den arabisch-israelischen Grenzen und dem West-Sahara-Gebiet mindestens ein halbes Dutzend Konfliktzonen lokalisieren. Unter ihnen ragt der arabisch-israelische bzw. der jüdisch-palästinensische Konflikt hervor. Mit ihnen beginnt deshalb Erich Gysling. Er weiss zu unterscheiden zwischen dem Staatenkonflikt, der zwischen Israel und den arabischen Staaten ausgetragen wird und dem jüdisch-palästinensischen Konflikt, der zwischen Zionismus und den Palästinensern — also nicht auf staatlicher Ebene — stattfindet. Er zeigt, dass ein einfacher Friede zwischen den arabischen Staaten und Israel noch längst keinen Frieden im Nahen Osten bedeutet, solange dieser eine Lösung der Palästinenserfrage nicht umfasst. Hier steht nicht Recht gegen Unrecht, sondern: Recht gegen Recht, d.h. Lebensrecht gegen Lebensrecht. Gysling illustriert dies am Beispiel der Jerusalem-Frage. Es geht nicht bloss um ein Territorium, um eine Stadt. Jerusalem steht gleichermassen für Juden, Christen und Muslime als ein Symbol; für alle Beteiligten «ist Jerusalem das eigentliche geistige Zentrum». Zwischen 1948 und 1982 haben Araber und Israelis fünf regionale Kriege (1948, 1956, 1967, 1973, 1982) geführt, die die Frage des Lebensrechtes für Palästinenser und Juden, d.h. die eines friedlichen Zusammenlebens beider Völkergruppen nicht nur nicht gelöst, sondern in die Ferne gerückt haben. Man könnte einwenden, dass der 1979 unterschriebene ägyptisch-israelische Friedensvertrag einen Lichtblick in der tristen nahöstlichen Situation darstellte. Erich Gysling weiss jedoch das Vertragswerk (im Anhang abgedruckt), adäquat einzuordnen.

Camp David —
Ein Friede für den Nahen Osten?

In Camp David trafen sich drei Staatsoberhäupter, die verständlicherweise völlig unterschiedliche Interessen und Intentionen hatten und nicht ganz in Einklang zu bringende Ziele verfolgten. Sadat stand unter dem Druck, einerseits die für Ägypten nicht mehr erträgliche Kriegslast zu beenden und anderseits neue Finanzquellen für sein ökonomisch beinahe zusammenbrechendes Land zu erschliessen. Eine Perspektive hierfür war für ihn die Öffnung zum Westen, die auch mit dem Preis der Annäherung an Israel zu zahlen war. Die USA sind ja dessen Schutzmacht. Nur die USA können die ökonomischen Erwartungen (Wirtschaftshilfe) Ägyptens erfüllen. Präsident Carter stand unter einem anderen Druck: er musste einen Erfolg nachweisen, der eine zweite Amtsperiode ermöglichen würde. Begin stand unter keinem Zwang; unter den drei Politikern war er der einzige, der strategische Kalkulationen hatte und nicht unter dem Druck einer konkreten — zu einem opportunen Verhalten veranlassenden — Situation handelte. Gysling schreibt: «Begin und die ihn umgebende Mannschaft fassten ... bereits früh den Entschluss, den Verzicht an Sicherheit im Süden aufzuwiegen durch eine Festigung des Griffes über die seit 1967 besetzten Gebiete Cisjor-

danien und Gaza-Streifen sowie durch einen Wink mit dem Zaunpfahl gegenüber der PLO im Libanon.» Schliesslich führten die Camp-David-Verhandlungen gerade zur Neutralisierung der Südflanke Israels. Ägypten ist der einzige militärisch in einem regionalen Krieg mit Israel ernst zu nehmende arabische Staat. Mit Camp David erlangte die Begin-Regierung die Freiheit, die Siedlungspolitik in den besetzten Gebieten, und zwar intensiver als bisher (Kosten von 1977 bis 1984: 3,5 Milliarden US $), fortzusetzen. Auch gewann Israel militärische Handlungsfreiheit im Norden. Die Libanon-Invasion im Juni 1982 bestätigt das. Zwar enthalten die Camp-David-Vereinbarungen eine Klausel über die Palästinenser, in der von Autonomie die Rede ist. In der Realität galt jedoch Begins Interpretation, da Israel seine Truppen in den besetzten Gebieten hatte. Auf einer Pressekonferenz, der Gysling beiwohnte, definierte der damalige israelische Verteidigungsminister Dayan Autonomie als Rückzug der israelischen Armee aus den besetzten Städten, «d.h. wir positionieren unsere Einheiten ausserhalb dieser Städte». Gysling kommentiert: «Was blieb denn da noch von Autonomie, von Selbstverwaltung übrig?»

Camp David brachte dem Nahen Osten nicht den erhofften Frieden. Ägypten war die wichtigste arabische Karte im Pokerspiel der Araber mit Israel: Anerkennung des Staates Israel bei Abzug dieses Staates aus den besetzten Gebieten (auch: Resolution 242 des UNO-Sicherheitsrates, Text in Gyslings Anhang). Ohne einen Druck aus der Südflanke braucht keine israelische Regierung eine solche Vorleistung für die Anerkennung eines Lebensrechts zu erbringen. Der ägyptisch-israelische Friedensvertrag war ein strategisch orientierter Separatfriede. Um zu einem umfassenden Frieden zu gelangen, muss man sowohl eine Lösung für die Palästinenserfrage finden, als auch die anderen arabischen «Front»-Staaten mit einschliessen. Hierzu gehört an vorderster Stelle Syrien. Ich habe in einer früheren Abhandlung, in «Beiträge zur Konflikt-Forschung» (Heft 2/1984) die Formel geprägt: «Kein Krieg gegen Israel ohne Ägypten, aber kein Frieden mit Israel ohne Syrien». Gysling ist sich dieser geostrategischen Situation bewusst.

«Kein Weg führt an Syrien vorbei»:

Trotz der Tatsache, dass Syrien alleine nach dem Libanon-Krieg von 1982 sowjetische Waffen im Wert von 2 Milliarden US $ erhalten hat, stellt es keine militärische Gefahr für Israel dar. Denn Israel ist im regionalen Kontext eine unüberwindbare militärische Grösse. Syrien hat jedoch eine grosse strategische Bedeutung, die gleichermassen von den regionalen Akteuren und von den Supermächten gewürdigt wird. Die syrische Führung gehört ideologisch einer Fraktion der Ba'th-Partei an. Gysling erkennt, dass hier keine Ideologie-Fracht wie zu Zeiten Nassers vorliegt. Generell kann man eine Verringerung der Bedeutung von Ideologie in der Aussenpolitik arabischer Staaten in der Post-Nasser-Periode beobachten. Nicht aus ideologischen Gründen verbündet sich die syrische Führung mit der Sowjetunion, sondern auf der Basis einer flexiblen regionalen Kalkulation. «Flexibilität heisst ... Pragmatismus, ideologische Zwänge gibt es nicht ... Flexibilität bedeutet auch, dass Syrien zwar in

Worten eisern gegen Israel polemisiert, dass es aber einem wirklichen Konflikt dennoch seit mehr als einem Jahrzehnt ausweicht» Hafez al-Assad kennt die Schranken seiner militärischen Macht; sie mag für eine Intervention im Libanon ausreichen; gegenüber Israel ist sie aber völlig unterlegen. Dennoch ist Syrien eine Figur, ohne deren Kalkulation kein Schachspiel in jener Region gespielt werden kann, es ist aber keine fernbediente Schachfigur. Diese Figur ist, genau wie die israelische, keine Stellvertreterfigur für Grossmächte. Gysling begreift diesen Sachverhalt, den viele über internationale Politik professionell arbeitende Fachkollegen nicht in den Griff bekommen. Es handelt sich hier um einen regionalen Konflikt mit einer Eigendynamik. Anderseits sind die Supermächte durch Bündnisse mit den regionalen Akteuren in den Konflikt involviert; sie können aber diese Verbündeten nicht nach Belieben bewegen. Im Gegenteil, die regionalen Akteure können ihre «Schutzmächte» in eine Konflikteskalation hineinverwickeln, die sogar den Supermacht-Konflikt angeht. Gerade diese Erkenntnis zwingt uns dazu, regionale Konflikte — darunter den nahöstlichen an erster Stelle — genauer zu analysieren. Gysling hebt hervor, «dass Damaskus sich mehrmals über sowjetische Wünsche hinweggesetzt hat». Ähnliches gilt für Israel gegenüber den USA.

Die wichtigste Veränderung in Syrien während der vergangenen zwei Jahrzehnte ist ein radikaler Wandel in der Struktur der politischen Eliten. Albert Hourani spricht von einer «Ruralisierung der Städte im Nahen Osten». Diese Städte wachsen nicht durch Verstädterungsprozesse, sondern durch Landflucht und nehmen somit selbst einen ländlichen Charakter an. Kairo und Casablanca sind die besten Beispiele. Dort sind immerhin noch die Eliten städtisch. In Syrien sind dagegen die bildungs- und besitzbürgerlichen traditionellen Damaszener Familien, zu denen der Rezensent gehört (vgl. Schweizer Monatshefte Oktober 1986), völlig verdrängt worden: «Ihre Positionen wurden nun mehr und mehr von Leuten mit ländlichem Hintergrund wahrgenommen und insbesondere von Angehörigen der Minderheitsgruppen in der syrischen Bevölkerung.» Präsident Assad sprach mit Gysling «auf eine den ländlichen Ursprung verratende Weise». Die bisherigen Eliten waren, auch wenn sie eine radikale Politik des arabischen Nationalismus vertreten haben, in ihrer Orientierung eher westlich, weil die meisten ihrer Angehörigen eine westliche Bildung hatten. Auch die erste syrische Offiziersgeneration der post-kolonialen Periode war noch vorwiegend städtisch, ja Damaszener Herkunft. Ich erinnere mich an meinen Vater, der sich vorwarf: «Unsere Söhne waren uns zu schade für die Militärakademien; wir haben unsere Kinder Ärzte und Ingenieure werden lassen und an europäische Universitäten entsandt. Die Militärakademien blieben den Bauernkindern überlassen.» Die Folge war unübersehbar. Noch während der fünfziger Jahre hatte die syrische Armee viele Damaszener Offiziere. Der von Offizieren mit diesem sozialen Hintergrund getragene Militärputsch im September 1961, als Damaszener Offiziere gegen die Überfremdung der syrischen Armee mit ägyptischen Vorgesetzten die Vereinigung mit Ägypten auflösten, war ihre letzte Handlung. Denn bereits nach dem Putsch der Ba'thisten von 1963

und in den darauffolgenden Jahren wurden diese Damaszener Offiziere entlassen; die syrische Armee wurde ruralisiert, wobei die aus Nordsyrien stammenden Alawiten (eine schi'itische Sekte), zu denen der einstige Luftwaffenoffizier Assad gehört, das Übergewicht erlangten. Die heutige politische Elite Syriens ist vorwiegend alawitisch.

Allerdings wird die Entscheidung im politischen System von einer einzigen Person betrieben. Die politische Macht ist personifiziert. Daher trifft Gyslings Formel zu: «Ebenso wie im Rahmen Nahost kein Weg an Syrien vorbeiführt, so führt im Innern Syriens kein Weg an Assad vorbei.»

Von integrativen zu spaltenden Ideologien

Im gut informierten Kapitel über den arabischen Nationalismus in Gyslings Buch trifft die am Ende formulierte Verbindung zwischen arabischer Germanophilie und Hitler-Begeisterung nicht zu[2]. Die Nationsidee ist im Nahen Osten ein Import aus Europa — zunächst frankophil, dann germanophil. Es handelt sich allerdings nicht bloss um den Import einer Idee. Die Struktur unserer Welt ist nationalstaatlich geworden, seitdem die erstmals in Frankreich geborene Idee der «Nation» zunächst in Europa, dann im Rahmen der europäischen Eroberung der Welt universalisiert wurde. Bezogen auf den Nahen Osten, d.h. auf die Auflösung des Osmanischen Reiches und das Hervorgehen moderner Staaten im Anschluss an die Dekolonisation nenne ich diesen Prozess in «Vom Gottesreich zum Nationalstaat» (Frankfurt 1987). Der Nationalismus, vor allem der panarabische Nationalismus, zielte darauf ab, die Araber aller Religionen und jedweder ethnischen Herkunft (als Araber gilt jeder, der arabisch spricht — der Begriff ist also nicht rassebezogen) in einem arabischen Nationalstaat zu vereinigen. Das wichtigste Produkt dieser panarabischen Ideologie war die unter Nassers Führung gebildete Vereinigte Arabische Republik im Jahre 1958 (zwischen Syrien und Ägypten), die im September 1961 ihr Ende fand. Als die israelische Armee die politischen Systeme der beiden Vertreter der panarabischen Ideologie, Nasser in Ägypten und die syrische Ba'th-Partei in Syrien, in sechs Tagen total besiegte, erlitt die panarabische Ideologie ihre heftigste Legitimitätskrise. Anstelle der integrativen Ideologie des Panarabismus treten seitdem spaltende Ideologien auf: verschiedene Spielarten des Islamismus sowie des Klientelismus, d.h. lokal-ethnische bzw. sektiererische Loyalitäten. Gyslings Buch enthält zwei ausgezeichnete Kapitel über diesen Gegenstand. Das eine Kapitel befasst sich mit dem Islamismus in Ägypten und das andere (Kapitel VIII) mit dem Libanon, dem Paradebeispiel von Lokalismen aller Art (religiös, ethnisch und sozial).

Der Islam, der seinem Anspruch nach eine vereinigende Kraft sein soll, wirkt heute im Nahen Osten auf verschiedenen Ebenen als eine spaltende Kraft. Schon in Kapitel II «Haus des Friedens, Haus des Krieges», zeigt Gysling am Beispiel der Palästinenser (etwa 13 Prozent sind Christen), welche Spannungen zwischen christlicher und islamischer Zugehörigkeit in der Politik entstehen. Die ersten Väter des arabischen Nationalismus waren vorwiegend Christen. Ihre Motivation war deutlich: In einer säkularen Nation können arabische Christen vollwertige

Bürger sein, während sie in einer islamischen Gemeinschaft als *«Dhimmi»*, d.h. als eine geschützte Minderheit (Bürger zweiter Klasse) toleriert werden.

Auch in Ägypten, wo es eine wichtige christliche Minderheit (die Kopten) gibt, hat die Politisierung des Islams in diesem Sinne eine spaltende Wirkung. Gysling nennt diesen Prozess eine *«Re-Politisierung des Sakralen»* anstelle des bisher geläufigen Begriffes der *Re-Islamierung.* Re-Islamierung bedeutet sprachlich «Wieder-Islamisierung». Doch was heute geschieht, ist die *Wieder-Politisierung* des Islams, der zuvor durch säkulare Ideologien entpolitisiert worden ist.

Gysling unterscheidet im Ägypten-Islamismus-Kapitel (VII) zwischen Fundamentalisten und Neofundamentalisten. Die ersten sind traditionelle Muslime, zu denen heute auch die Muslimbrüder in Ägypten gehören, die zwar das islamische Recht, die Schari'a, einführen wollen, dennoch legal wirken. Die Neo-Fundamentalisten sind dagegen die «islamischen Gruppen» (Gama'at Islamiyya), d.h. «die in der Illegalität arbeitenden Extremisten». Für beide jedoch bietet sich die Moschee als Wirkungsplatz. Die zunehmende Zahl privater Moscheen — im Unterschied zu staatlich kontrollierten — spricht für die wachsende Bedeutung des politischen Islams.

Spaltet die Re-Politisierung des Sakralen in Ägypten Muslime und Christen bzw. gemässigte und extremistische Islamisten, so hat derselbe Prozess eine weit stärkere Wirkung im Libanon. Dort erstarkte die bisher politisch unbedeutende schi'itische Gemeinschaft zu einer der bedeutendsten kriegführenden Parteien des blutenden Landes. Libanesische Schi'iten kämpfen gegen Christen und sunnitische Palästinenser und werden dabei auf allen Ebenen von Iran unterstützt. Gysling schreibt: «Die meisten Schi'iten waren als Bauern abhängig von Feudalherren, die zu den anderen Glaubensbekenntnissen gehörten.» Heute aber habe sich die Situation geändert. «Der Schi'ismus, traditionell eine Religion der Klagenden, wurde zu einem Glaubensbekenntnis von Aktivisten.» Woran liegt das?

Dem schwelenden sozialen, in seiner Erscheinungsform konfessionell wirkenden Konflikt im Libanon (sozial rivalisierende Schichten gehören zu unterschiedlichen Konfessionen) wurde durch die Plästinenser zu einem Ausbruch verholfen. Dies geschah seit 1970, als das militärische Potential der PLO von Jordanien nach Libanon, nach dem dortigen Bürgerkrieg von September 1970, aus dem König Hussein siegreich hervorging, verlegt wurde. Es hat nicht lange gedauert, bis die Palästinenser indirekt zu einem offenen Ausbruch des Bürgerkrieges im Libanon 1975 beitrugen. Was die Schi'iten anbelangt, so spielte der Imam Musah Sadr, der ja ein Iraner war, eine grosse Rolle bei den Bewusstseinsveränderungsprozessen der zuvor gedemütigten libanesischen Schi'iten. Niemand hat noch in den siebziger Jahren daran gedacht, dass die Schi'iten, die bisher auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft waren, so weit gehen würden, für sich den ersten Rang im Libanon zu beanspruchen. Das tun sie heute mit dem Hinweis, dass sie bevölkerungsmässig die grösste Konfession des Landes darstellen. Immerhin konnte die PLO im Libanon balancierend wirken. Als die Israelis ihre Invasion im Juni 1982 im Libanon durchführten, die PLO ver-

trieben und dann selbst von schi'itischen Terroraktionen vertrieben wurden, entstand ein Vakuum, das selbst die syrischen Truppen nicht zu füllen vermochten. Die Schi'iten haben es mit iranischer Unterstützung getan. Selbst sie sind heute in eine radikale Gruppierung, die Hizballah (Partei Gottes von Scheich Fadlallah, der für einen schi'itisch regierten Libanon eintritt) und in die «gemässigte» Amal-Miliz gespalten. Kürzlich spaltete sich die Amal-Miliz in zwei, inzwischen einander bekämpfende Gruppierungen. So abstossend die Rhetorik des panarabischen Nationalismus war, so sehr sehnt man sich heute angesichts der spaltenden Kräfte des Islamismus und des Klientelismus nach ihm zurück.

Wo bleiben die Supermächte?

Zu klären bleibt, welche Rolle die Supermächte spielen. Dem Thema widmete Gysling das abschliessende Kapitel. Die USA und die Sowjetunion bilden ein bi-polares System, das die Weltordnung bestimmt; sie können die Regionen und deren lokale Akteure für ihre Interessen einschalten, nicht aber voll lenken.

Die sowjetischen und die amerikanischen Interessen in der Region sind gleichermassen geo-strategisch, politisch und auch ökonomisch motiviert. Der Ölfaktor spielt für die USA und auch für die Sowjetunion eine zentrale Rolle, wenngleich das sowjetische Angewiesensein auf nahöstliches Öl in die Zukunft prospektiert wird. Die USA benötigen das nahöstliche Öl heute und importieren bereits etwa einen Drittel ihres Bedarfs aus jener Region.

Gegenwärtig hat die Sowjetunion eigene Probleme zu bewältigen. Das spiegelt sich in einem geringeren Interesse an der nahöstlichen Region, die auch mit einer Schwächung der sowjetischen Position dort korrespondiert, wider. «In der sowjetischen Aussenpolitik spielt der Nahe Osten heute eine weniger bedeutsame Rolle als früher.»

Die USA haben unter der Reagan-Administration kein ausgearbeitetes Nahost-Konzept. Man kann nicht den Nahen Osten in ein demokratisches, die amerikanischen Interessen verteidigendes Land Israel und in amerikafeindliche Terroristen unterteilen. «Amerika befindet sich im Jahr 1986 in tiefer Unsicherheit, was seinen Kurs gegenüber Nahost angeht», stellt Gysling fest. Von der Reagan-Administration wird der Terrorismus «als ursächlichen Grund und nicht als Resultat des Konflikts in Nahost» angeprangert. Über die amerikanischen Bombardierungsaktionen in Libyen kann man geteilter Meinung sein, jedenfalls — macht Gysling geltend — können sie «ein fehlendes Konzept in der Aussenpolitik ... nicht ersetzen».

Erich Gysling hat eine hervorragende, leicht lesbare Einführung in die komplexen regionalen Konflikte des Nahen Ostens und deren interne und externe Faktoren vorgelegt. Die Lektüre dieser Einführung ist spannend; unsere Rezension soll zu dieser Lektüre anregen, sie aber nicht ersetzen.

Bassam Tibi

[1] Erich Gysling, Zerreissprobe in Nahost. Menschen, Schicksale, Traditionen. Benziger Verlag, Zürich-Köln 1986, 308 Seiten. Der Band enthält einen Dokumentaranhang, eine Zeittafel, ein Glossar wichtiger Begriffe sowie ein Literaturverzeichnis. — [2] Die arabische Germanophilie ba-

siert, wie ich in meinem von Gysling zitierten Buch über den arabischen Nationalismus aufzeige, auf den politischen Ideen der deutschen Romantik (vor allem Herder und Fichte). Primär geht es darum, eine Nation als Kulturgemeinschaft (Gemeinsamkeit der Sprache, Geschichte und kulturellen Herkunft) im Gegensatz zur französischen Idee der Gleichsetzung von Nation/Nationalstaat zu definieren. Es ist unbestreitbar, dass Hitler auch seine Anhänger im Nahen Osten hatte, allerdings muss man *zwischen arabisch-nationaler Germanophilie und Hitler-Begeisterung unterscheiden.* Johann Gottfried Herder, das Idol arabischer Nationalisten, gehört in der deutschen Geschichte zur Aufklärung, ist nicht Vorläufer Hitlers.

Aus Penelopes Sicht

Zu Inge Merkel: «Eine ganz gewöhnliche Ehe»

Über einen dreizehnjährigen Knaben finden sich in dem Roman *«Eine ganz gewöhnliche Ehe»* die folgenden Sätze: *«Die weichen, aber vollkommenen Formen und Bewegungen des Kindes brachen auseinander zum chaotischen Unmass des Halbwüchsigen. Kindliche Schmächtigkeit, ungleichmässig aufgeschossen, schlaksig die Gliedmassen, Hände und Füsse zu gross im Verhältnis zur übrigen Körperbeschaffenheit; kurz, die ganze unselige Ungestalt dieser Wachstumsphase, bewohnt und zusätzlich gequält von einer ratlosen, verworrenen Seele. Nicht Knabe, nicht Mann, ein Zwitterwesen, das sehr ungenau in der Welt stand und sich dieser Ungenauigkeit schämte und darunter litt, weil er nicht wusste, dass sie vorüberging. Der zutrauliche Frohsinn des Kindes war in schroffe Abweisung umgeschlagen. Heimlich sehnte er sich nach der Geborgenheit und den vertrauten Zärtlichkeiten der Mutter, war wütend, dass er litt, und empfand dieses Leiden als Schmach für seine Männlichkeit. Ein harmloses Wort oder eine Geste konnte ihn tief verletzen. Er stolperte hinaus und hockte stundenlang, mit dem Dasein hadernd, irgendwo draussen im unzugänglichen Abseits der Hänge und Wälder der Insel.»*[1]

Der so beschrieben wird, heisst Telemach und ist der Sohn des Odysseus. Die Stelle steht — etwa am Ende des ersten Drittels — in Inge Merkels Roman von Odysseus und Penelope und ist charakteristisch für das Experiment, das hier gewagt worden ist. Die Odyssee wird, vorwiegend aus der Sicht der zurückgelassenen Frau, als Ehegeschichte erzählt: Der Mann zieht hinaus, er geniesst seinen Einfluss im Rat und im Heer, es verlangt ihn nach Taten und Abenteuern. Die Frau versteht ihn und weiss, dass er zurückkehren wird. Was sie jedoch in der langen Abwesenheit des Gatten erduldet, was in ihr vorgeht und wie sie es verarbeitet, ist der Hauptgegenstand dieses klugen und heiter-ironischen Romans. Da gibt es keine eifernde Behauptung weiblicher Positionen, aber viel Lebensklugheit. Da werden die ruhmsüchtigen Griechen nicht zu törichten Kriegsgurgeln und renommiersüchtigen Feldherren verwandelt, nur damit

die Weisheit und Güte, die Herzlichkeit und Lebensklugheit ihrer Frauen um so herrlicher erstrahlen. Die Männer haben ihre Schwächen, gewiss, und Inge Merkel erzählt davon, wo immer ihr die alte Geschichte, die Homer erzählt, dazu Gelegenheit bietet, zum Beispiel, wenn es um den Entschluss geht, wegen Helenas Treulosigkeit gegen Troja in den Krieg zu ziehen, oder wenn sie daran denkt, wie ihr Odysseus sieben Jahre in der Grotte Kalypsos den sanften und warmen Liebkosungen der Nymphe erlegen ist, zwar wissend, dass das Mädchen an Klugheit und Energie mit Penelope nicht zu vergleichen war, aber verführt durch die Tändeleien der Hübschen mit ihrem *«flechtenschönen Köpfchen»*, in dem sie kaum *«etwas drinnen hatte...»*

Man muss seinen Homer nicht kennen, um diese sprachlich gepflegte und im Ausdruck höchst bewusste Nacherzählung geniessen zu können. Aber es hat seinen Reiz, das Heldenepos im Hintergrund präsent zu haben. Bei Inge Merkel ist es kein Heldenepos mehr, sondern eine gewöhnliche Geschichte, noch dazu die Geschichte einer *«ganz gewöhnlichen Ehe»*. Götter kommen darin kaum noch vor, Kriegsgetümmel nur insoweit, als es Voraussetzung für das ist, was in Haus und Hof zu Ithaka geschieht. Nicht des Dulders wirkungsvoll ausgeschmückte Erzählungen stehen im Mittelpunkt. Er erinnert sich auf der letzten Seereise, die ihn nach Hause führt, eher beiläufig der Begegnung mit Nausikaa und schlägt dabei im Geiste ein wenig das Rad, weil er sich einbildet, er habe als doch schon etwas verwitterter und angegrauter Mann das liebliche Bräutchen weit stärker fasziniert als der junge Schnösel von Bräutigam. Im Gedanken an Kalypso schwingt dann mehr Selbstkritik mit. Unsereiner ist sterblich, und da stellen sich eben Müdigkeiten ein, sagt er sich. Ihm war's gegen Ende der sieben Jahre nicht mehr so sehr und vor allem nicht mehr immer ums Tändeln zu tun.

Breiteren Raum nimmt in dieser Nacherzählung in Prosa, die durch «Chorlieder» gegliedert wird, den Chor der Moiren etwa, den Chor der verwaisten Mütter, den Chor der horchenden Mägde, die Geschichte von Penelope und Telemach ein, die Geschichte von Eurykleia, der treuen Amme und Schaffnerin. Was diese Menschen fühlen und denken, wie sie hoffen und verzweifeln, darüber wird berichtet, und ausführlicher als bei Homer.

Auch hier bewährt sich Inge Merkel als Beobachterin nicht nur, sondern als Schriftstellerin, die das Beobachtete exakt und anschaulich vorträgt. Ihre Sprache ist immer sachlich, genau und gelassen. Und doch trifft sie einen Ton, der die Erzählung heraushebt aus dem nur noch Gewöhnlichen. Die uralte Geschichte vom Auszug, von den Irrfahrten und von der Heimkehr des Gatten, vom Abschied und von der langen Wartezeit für die Gattin, sie verleiht dieser Prosa einen eigenen Rhythmus, einen Schwung, der uns ahnen lässt, welch hohe Kunst es ist, das Alltägliche und Gewöhnliche zu feiern. Das ist hier geleistet, und freilich auch die ernste Auseinandersetzung zwischen der Frau und dem Mann, der endlich heimgekehrt ist. Er erzählt ihr, in der Kammer an ihrer Seite liegend, von Ruhm und Ehre der Männer, und sie macht ihn damit glücklich, dass sie ihm sagt, sie habe davon in Liedern erfahren, die man längst über die Heldentaten der Griechen singe. Aber dann merkt sie doch auch an, wie viel

besser es vielleicht gewesen wäre, den endlosen Streit und die Belagerung frühzeitig abzubrechen, wie viele Frauen dann noch ihre Männer hätten und wie viele Kinder noch ihre Väter. Du denkst wie eine Frau, sagt er da, und gleich darauf: *«Nicht, dass ihr nicht recht hättet, ihr Weiber, mit euren nüchternen Argumenten.»* Auch er halte zum Leben und nicht zum Tode. Aber wenn die Männer eben *«im Haufen»* seien, dächten sie anders oder gar nicht: *«Da steigt uns das Heldentum aus den Gedärmen. Pfauhähne sind wir dann und stelzen daher und schlagen Räder, sind geschwollen, dass jedes Härchen der Haut sich steil emporrichtet, und so ein Wort wie ‹Ehre› kann uns Tränen der Ergriffenheit auspressen, und wir vergessen den Tod.»* Da also kommen Männersache und Frauensache doch noch zur Sprache. Doch ist der Dialog eingebettet in einen Raum der Liebe, der gegenseitigen Achtung und verständigen Toleranz. Odysseus ist heimgekehrt und spürt, dass er verstanden wird. Und Penelope hat nicht umsonst auf ihn gewartet. Sie spürt, dass sie allein das Ziel seines Auszugs und seiner Irrfahrten war.

Was soll uns eine Geschichte wie diese? Anstelle einer Einführung veröffentlicht die Verfasserin einen Briefwechsel, den sie mit einem naturwissenschaftlich gesinnten Freund geführt haben will. Ihr Thema, die Ehe, meint dieser Freund, sei gewiss unerschöpflich. Aber warum in aller Welt dazu Homer bemühen? Da sei doch alles *«zusätzlich durchzittert von Schultremor»*. Sie habe ihre Gründe, erwidert sie. Homers Gestalten nämlich seien Musterbilder der Menschheit und keiner Zeitmode unterworfen. Damit hat sie gewiss recht; aber es so offen zu sagen, braucht allerdings Mut. Den hat Inge Merkel. Die Form des Zusammengehörens, die man Ehe nenne, fügt sie noch bei, sei keine Modelaune. Man wechsle Geschlecht und Geschlechterbeziehung nicht saisonbedingt. Sie wolle nicht hoffen, der Freund sei ein Opfer jener neuerdings verbreiteten Mode, die das Wort «Ehe» nur noch hämisch ausspreche, lieber von «Zweierbeziehung» rede und dabei betone, die dürfe dann nicht etwa auf Kosten der «Selbstfindung» und der «Selbstverwirklichung» gehen. Man habe ja tatsächlich in neuerer Zeit herausgefunden, was man bislang Mann und Frau genannt habe, seien — abgesehen von anatomischen Kleinigkeiten — lediglich «Rollen», je nach Kulturkreis *«dem einen Geschlecht vom andern aufoktroyiert zwecks Unterdrückung und Ausbeutung»*. Das Vergnügen an diesem einleitenden Briefwechsel geht von der höchst ironischen Apostrophierung gängiger Meinungen aus. Der Freund etwa schreibt: *«Sehe ich einen Mann nach absolviertem Säuglingskurs, gewissenhaft sein Baby wickelnd, im Park sitzen, während die dazugehörige Gattin an ihrer Selbstverwirklichung arbeitet, macht mich das zutiefst ängstlich. Ich habe dann immer die Vision vor Augen, dass die Menschheit — einer seltsamen Nostalgie nach Urzuständen aufsitzend — sich Milliarden von Jahren der Evolution zurück in die Ursuppe stürzt.»* So geht es da zu, vergnüglich und vielleicht ein wenig an der Frage vorbei, warum Homer bemüht werde. Eine Antwort gibt es nicht. Es sei denn, man nimmt den Roman als geglückten Versuch, die Odyssee als ganz gewöhnliche Ehegeschichte zu erzählen. Es springen dabei überraschende Erkenntnisse heraus. Der veränderte Blick auf eine uralte Sage erweist sich als ergiebig.

Eine sensationelle Neuerscheinung, für die man den zeitgemässen Werbespruch leicht finden könnte, ist dieser Roman nicht. An der Buchmesse könnte er leicht übersehen werden, überhört auch im Lärm der Aktualitäten. Aber er wird Jahre danach noch da sein und seine Leser finden

Anton Krättli

[1] Inge Merkel, Eine ganz gewöhnliche Ehe. Odysseus und Penelope. Roman. Residenz Verlag, Salzburg und Wien 1987.

Gehobelte und ungehobelte Späne

Zu den Aufzeichnungen von Wolfgang Hildesheimer und Elias Canetti

Wo gehobelt wird, da fallen die Späne. Diese handfeste Handwerkerweisheit wird in der Werkstatt der Schriftsteller zum Problem: Fallen die Späne des Schreibens unbemerkt unter den Tisch, werden sie ausradiert und vergessen? Wirft man sie mit Absicht in den Papierkorb, als überflüssigen Wortballast, damit das Schreiben erst anheben und abheben kann? Oder werden sie umgekehrt besonders sorgfältig aufgehoben, sogar noch gefeilt und poliert, so dass sich daraus ein zweites Werk ergibt? Dann werden Einfall und Abfall plötzlich gleichwertig und komplementär; sie beginnen sich wechselseitig zu befragen und übertragen so den Schaffensprozess des Schriftstellers, den sie dokumentieren, in produktiver Weise auf den Leser. Ihm zeigt sich an der Qualität der Späne die Schärfe des angesetzten Hobels.

Diesen Blick in ihre Werkstatt haben jetzt zwei Schriftsteller fast gleichzeitig ermöglicht, so dass sich ein Vergleich aufdrängt: Wolfgang Hildesheimer und Elias Canetti. Bei beiden ist der Blick auf den Schreibtisch auch ein Rückblick in eine lange und reiche Schreibbiographie. Doch so unterschiedlich wie ihre Werke ist auch das, was nicht in sie eingebaut werden konnte, was sich gegen grössere epische Zusammenhänge sperrt.

Wolfgang Hildesheimer hält *Nachlese*[1] auf einem Schreibtisch, den er 1984 abgeräumt hat: Damals proklamierte er das Ende der Fiktion, tabula rasa. Wie um mit dieser Proklamation vollständig ernst zu machen, leert Hildesheimer nun auch die unteren Schubladen seines Schreibtischs und füllt damit die Seiten eines schmalen Bandes. Der Widerspruch zum Ende des fiktiven Schreibens ist nur scheinbar: Hildesheimer dokumentiert mit dem in lockerer Chronologie geordneten Notizmaterial die Spur seines Werks bis zu den *Mitteilungen an Max*[2], mit dem er in einem literarischen salto mortale höchst artistisch, aber auch zynisch-verzweifelt die eigene dichterische Sprache dekonstruierte. Das neue Buch räumt die Trümmer weg, dem Ende der Fiktion auch insofern treu, als es den sprachlichen Sperrmüll nur noch deponiert, ohne mit ihm einen neuen Zusammenhang zu begründen — jeder Zusammenhang würde schon die falsche Fiktion von Sinn implizieren. Neben wichtigen, sperrigen Gedankensplittern und querliegenden Aphorismen wird auf den Seiten des Buches auch einiges aufbewahrt und

aufgebahrt, von dem man sich leicht hätte trennen können. Unter den Tisch gefallen wäre damit jedoch auch der wohltuende Leichtsinn von Hildesheimers Sprachspielereien; aus Angst vor dem Absturz in aphoristischen Tiefsinn *«treibt»* Hildesheimer sein *«Unwesen vor sich her über weite Zwiespälte und triftige Gründe»*. Einfälle und Abfälle säumen gleichberechtigt einen literarischen Weg, den Hildesheimer schon längst hinter sich hat. Am Nach-Leser ist es, in dieser literarischen Schnitzeljagd einem Autor nachzuspüren, der sich aus dem Staube seiner Werkstatt gemacht hat, auf und davon.

Ganz anders Elias Canetti. In seinen *Aufzeichnungen 1973—1985* mit dem Titel *Das Geheimherz der Uhr*[3] hält er fest: *«In diesen Zerrissenheiten bin ich* ganz. *Ohne sie wäre ich verstümmelt.»* Nahtlos reihen sich diese *Aufzeichnungen* an seine früheren, die unter dem Titel *Die Provinz des Menschen*[4] die Jahre 1942—1972 umfassten. Parallel zu seiner grossen Autobiographie, die schon auf drei Bände angewachsen ist[5], sichert Canetti in den *Aufzeichnungen* die Spuren seines schreibenden Ichs und setzt die Autobiographie gleichzeitig bis in die Gegenwart fort. Die Autobiographie wird von den *Aufzeichnungen* zwar immer wieder reflektiert und verteidigt — insofern gibt Canettis neues Buch wichtige Einblicke in seine Schreibwerkstatt. Gleichzeitig aber stellen die *Aufzeichnungen* in ihrer Fragmentarik den grossen Erzählzusammenhang der Autobiographie auch in Frage: *«Die Gefahr einer Lebensgeschichte»,* heisst es einmal, und, schärfer noch: *«Gefangen in einer Lebensgeschichte»,* denn: *«Die Summe eines Lebens, weniger als seine Teile.»* Auch Canetti zweifelt also an der Fiktion des Zusammenhangs, doch gestaltet er seine *Aufzeichnungen* als eigenständige aphoristische Alternative zur Autobiographie. Weil gerade in diesen kleinsten Sprach-Teilen das schreibende Ich sich als ein *«ganzes»* erkennen will, muss es jeden dieser Splitter gleichermassen polieren, um sich in diesen Facetten seiner eigenen Welt spiegeln zu können. In Canettis umfangreichen *Aufzeichnungen* gibt es denn auch, anders als bei Hildesheimer, nichts, was abfällt. Kein Satz, an dem Canettis meisterhafte Formulierungskunst nicht gefeilt hätte. Kein Span bleibt ungehobelt. In nie nachlassender Intensität stiftet Canettis Sprache einen Zusammenhang der Fragmente, über die Disparatheit der Inhalte hinweg. So entsteht, paradox, gerade in den Fragmenten ein äusserst dichter Text, ohne Leerzeilen: *«Erkläre nichts. Stell es hin. Sag's. Verschwinde.»* Dem Leser wird zugemutet, seine Position zu jedem einzelnen Satz neu zu bestimmen: *«Lesen, bis man keinen Satz mehr versteht, das erst ist Lesen.»* Doch der apodiktische Anspruch dieses Satzes, des Einzelsatzes überhaupt, wird an anderer Stelle selbstkritisch relativiert: *«Betrunken von Einwandlosigkeit wirft er mit Einzelsätzen um sich.»* So findet sich zu fast jedem Satz ein Gegen-Satz, zu jedem Spruch ein Wider-Spruch. Mit ihren Widersprüchen greifen die Sätze ineinander; gegenseitig verzahnt, halten sie sich gegenseitig in Bewegung. Es entsteht ein dynamisches *«Ganzes»,* die in sich gebrochene, nach vorn offene, unabgeschlossene Spur von Canettis geistiger Biographie.

Ein ungebrochenes Vertrauen in die Schärfe seines Werkzeuges, in die Geschliffenheit seiner Sprache, ermöglicht es Canetti, trotz aller Bescheidenheit dem Leser entschieden Bescheid zu sagen: *«Wenn alles einstürzt: es soll*

gesagt *sein.»* Die Sprache selbst scheint nicht einstürzen zu können. Sie ist für Canetti weniger das ureigenste Medium des Gedankens, sondern eher ein Werkzeug, mit dem das Denken ausgreift, einholt und zupackt: *«Sätze wie Enterhaken, die nach allen Schiffen des Denkens ausgreifen.»* Auch dieser Einzelsatz mitsamt seiner gewaltsamen Metaphorik hat aber an anderer Stelle seine selbstkritische Replik: *«Nicht mehr zubeissen, den Mund der Sätze offenlassen.»* Das hiesse, provokativ zu verstummen und gerade damit die Zähne zu zeigen. So ist denn Canettis Sprachkraft auch zwischen den Zeilen immer präsent; auch die Leerzeilen sind noch formuliert. Gerade sie werden zum sakralen Raum, in dem die gemeisselten Sätze Canettis ihre Aura entfalten und in dem der Leser aufgefordert ist zu stummer Betrachtung, nicht zur kritischen Lektüre zwischen den Zeilen. Aber auch diese Sakralisierung der Sprache entgeht Canettis kritischer Selbsteinsicht nicht: *«Was die Sprache anlangt, bist du ein Frömmler. Sie ist dir unantastbar. Du verabscheust selbst die, die sie* untersuchen.*»* Obwohl Canetti sich auch in diesem Text immer wieder von Karl Kraus distanziert, hat er doch seinen unbedingten Sprachglauben von ihm geerbt — dies allerdings ohne jene Verhärtung der Sprache zum unerbittlichen Gebiss einer gnadenlosen Moral, wie sie Canetti an Kraus immer wieder erschreckt. Mit Kraus aber teilt er den heiligen Ernst gegenüber der Sprache, der jedes Sprachexperiment, jedes Spiel mit der Sprache von Anfang an verbietet. In der allerersten der *Aufzeichnungen* heisst es programmatisch, dass *«auf den grössten Teil»* der «Substanz *des Lebens»* verzichtet, *«wer sich auf Experimente mit der Sprache einlässt».* Es sei, *«als würde er unaufhörlich nur mit einem kleinen Finger spielen».*

Hier lässt sich die Distanz Canettis zu Hildesheimer genau bezeichnen: Hildesheimer spielt in seiner *Nachlese* nur mit diesem kleinen Finger, wohl erst noch dem der linken Hand. Und doch erklingt in seinen fahrlässigen Sprachspielereien die Grundmelodie einer tiefen Sprachskepsis. Mit ihr begründet Hildesheimer auf dem Umweg über einen bekannten Satz von Günter Eich, wieso ihm endgültig der Mund offengeblieben sei: *«Günter Eich: ‹Schriftsteller sein, heisst die Welt als Sprache sehen.› Das würde er heute nicht mehr sagen. Heute würde die Welt ihm die Sprache verschlagen, daher wäre er auch kein Schriftsteller mehr. Die Welt hat sich von der Sprache weltweit entfernt.»* Eine Sprache ohne Welt wird frei für das Spiel, annulliert sich aber letztlich auch selbst — diese doppelte Konsequenz seiner Sprachskepsis, die eigentlich eine gewendete Weltskepsis ist, bleibt in Hildesheimers *Nachlese* dokumentiert. Demgegenüber proklamiert Canetti ganz zu Beginn seiner Aufzeichnungen: *«Der Prozess des Schreibens hat etwas Unendliches.»* Die uralte Magie des Benennens und Taufens, mit dem sich die Sprache die Welt einverleiben will, muss bis an ihr Ende immer neu in Gang gesetzt werden. Nicht zufällig kommen Canettis *Aufzeichnungen* immer wieder auf das Problem des «Namens» zurück, während Hildesheimer die Welt von den Namen absprengt, indem er mit ihnen spielt. Ihm ist nichts heilig. Am wenigsten die letzten Dinge: Im Spiel mit Grabinschriften und Todesanzeigen kalauert er scheinbar über ein Thema hinweg, das seinen Text genauso grundsätzlich bestimmt wie den Canettis: den Tod.

Schwarz ist eine Grundfarbe beider Autoren, nicht erst in diesen Alterswerken. Doch die Schriftzüge, die sie daraus formulieren, könnten nicht verschiedener sein: Hildesheimer versucht den Tod zu überspielen, Canetti rennt gegen ihn an. Hildesheimer beruft sich auch hier auf Günter Eich, dessen letzte Worte er überliefert: *«Ich will gar nichts mehr, ich will spielen.»* Hildesheimers Sprachspiele, bei denen die Uhr immer schon fünf nach zwölf zeigt, machen damit ernst, als Versuch, den *«schmerzhaften und darüber hinaus entsetzlich peinlichen Akt des Sterbens»* spielerisch zu umschreiben. Das Tabu des Todes wird dadurch allerdings nicht aus der Welt geschafft. In der Umschreibung bestätigt es sich ebenso wie im Schweigen. Im Angesicht des Todes muss die Sprache abdanken. Es ist deshalb kein Zufall, dass Hildesheimer seine ästhetische Überlebensutopie in einem Bild entdeckt. In einem Fragment, das offenbar nicht in den *Marbot* zu integrieren war, beschreibt er die *«sublime Anmut»,* mit der auf einem Bild von Giotto die Engel den gekreuzigten Christus umschweben, obwohl sie weinen und heulen. Hildesheimers Fragmente hoffen auf diese anmutige Leichtigkeit gegenüber dem Tod, auch wenn sie ihn nicht engelhaft beweinen, sondern höhnisch umflattern.

Canetti dagegen wünscht sich den *«Mut, dem Tod ins Gesicht zu spucken.»* Für die grosse Konfrontation mit dem Tod, die er sucht, braucht er einen Gegner mit einer Physiognomie. Doch obwohl der *«Tod»* von der ersten bis zur letzten Seite der Aufzeichnungen das grosse Thema bleibt, ist Canettis kämpferischer Vorsatz so grossartig wie aussichtslos. Am Tod nämlich scheitert die Magie des Benennens. Die Enterhaken der Sprache, nach dem Totenschiff ausgeworfen, greifen zu kurz. Das Wort *«Tod»* bleibt leichenblass. Canetti fragt sich denn auch in einem sehr selbstkritischen Abschnitt: *«Was aber gewinnst du durch die unaufhörliche Wachheit dieses Bewusstseins vom Tode?»* Trotzdem scheint es gegen den Schnitter Tod nur zu helfen, immer neue und schärfere Formulierungen zu schleifen. Die Unendlichkeit des Schreibens, auf die Canetti setzt, schiebt das Ende hinaus. Seine Sätze legt er dem Tod als Steine in den Weg, er greift rhetorisch in die Speichen des Räderwerks und ist sich doch bewusst, dass der Weg abwärts führt, unaufhaltsam. Retardierung statt Verdrängung — Canetti kehrt die Richtung unseres alltäglichen Einsatzes gegen den Tod um, doch ein Kraftakt ist seine grossartige Leistung nicht minder: *«Das Gewicht aller Gestorbenen ist ungeheuer, was für Kraft erfordert es, ein Gegengewicht aufzustellen.»* Canettis Sätze haben dieses Gewicht, die Kraft des Pamphlets, dafür aber nicht die schwerelose Anmut von Giottos Engeln.

Canetti verbeisst sich jedoch in seinen *Aufzeichnungen* nur inhaltlich in den Tod. Gleichzeitig löst er sich von ihm in der Form. Die *Aufzeichnungen* setzen sich auch in dieser Hinsicht der grossen Autobiographie entgegen. Diese ist, als *«Summe»* des Lebens, auf den Tod angewiesen und hingeschrieben, der erst den bilanzierenden Strich zieht. *«Sein Freund, der alles* rund *haben will und darum am Tode festhält»* — dies ist Canetti selbst als sein Autobiograph. In den *Aufzeichnungen* erkennt er diesen Grundwiderspruch der Autobiographie: *«Es ist schwer, ein Leben zu schreiben und die Vergänglichkeit in nichts anzuerkennen.»* Der Widerspruch löst sich in den *Aufzeich-*

nungen: Hier ist der Tod nicht Schlussstrich, unter dem summiert und gerundet wird, sondern Sammellinse, die bündelt und wieder zerstreut, so offen und widersprüchlich wie das Leben, das sich in ihm bricht. Die gewichtigen Sätze von Canettis *Aufzeichnungen* — wie auch, in ihrer Weise, die luftigen Papierfetzen von Hildesheimers *Nachlese* — ziehen so die Summe des Lebens als Differenz seiner Teile.

Peter Utz

[1] Wolfgang Hildesheimer: Nachlese. Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M. 1987. — [2] Wolfgang Hildesheimer: Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes. Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M. 1983. — [3] Elias Canetti: Das Geheimherz der Uhr. Aufzeichnungen 1973—1985. Carl Hanser Verlag München 1987. — [4] Elias Canetti: Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942—1972. Carl Hanser Verlag München 1973. — [5] Elias Canetti: Die gerettete Zunge (1977), Die Fackel im Ohr (1980), Das Augenspiel (1985) (alle Carl Hanser Verlag, München).

Tommaso Landolfi — Phantasie und Brechung

Italo Calvino hat den älteren Kollegen — Landolfi lebte von 1908 bis 1979 — hoch geschätzt, eine Auswahl in zwei Bänden seiner Erzählungen getroffen und eingeleitet. Band I ist jetzt bei Rowohlt erschienen, während ein Freiburger Verlag die lange Erzählung «Cancroregina» mit einem aufschlussreichen Nachwort von Vincenzo Orlando publiziert.

Es war Heinrich Ledig Rowohlt, der schon 1947 in seiner Zeitschrift «Story» — in diesem Jahr als Buch gesammelt — eine Erzählung Landolfis veröffentlicht hat, die 1966 wiederum in der Auswahl seiner Erzählungen in der Bibliothek Suhrkamp erschien. Doch ging es vierzig Jahre von jener Entdeckung bis zu einem neuen Ansatz, der diesmal — so scheint es — ein Durchbruch sein mag. Allerdings müssten dann auch einige der meist kurzen Romane übersetzt werden. Zwei dieser Romane sind in Paris erschienen, wo sich André Pieyre de Mandiargues seit langem für den Italiener einsetzt.

Mehr als zwanzig Bücher Landolfis sind erschienen, von denen die meisten seit langem vergriffen waren — immer noch ist es der Roman «La pietra lunare» — und nunmehr nach und nach in einer Gesamtausgabe herauskommen. Dazu kam unlängst mit «Il gioco della torre» — das Turmspiel — eine Sammlung kurzer Erzählungen, die meist als «elzeviro» auf der dritten Seite des «Corriere della Sera» zu lesen waren.

Unter den Erzählungen des vorliegenden Bandes I ist «Gogols Frau» wohl die berühmteste. Landolfi, der Gogol wie andere Russen übersetzt und ihnen auch kritische Studien gewidmet hat, lässt einen Freund des Schriftstellers, der bekanntlich auch in Rom gelebt hat, den Chronisten spielen, der die seltsamen Vorgänge um diese «Frau» — eine aufblasbare Gummipuppe, der immer wieder neue Gestalt gegeben werden kann — schildert. Die Hassliebe zu diesem scheinbar nicht völlig unbeseelten Wesen nimmt ein grotesk grausiges Ende.

«Cancroregina» ist die Geschichte eines Wahnsinnigen, der ein Gerät zur Mondfahrt baut und den Ich-Erzähler als Begleiter gewinnt, der nach dem Tod des Erbauers weiter kreist und selber in Wahnsinn versinkt.

Doch finden wir in Band I Geschichten ohne solche Phantastik, die tiefer berühren, insbesondere «Maria Giuseppa». Landolfi ist ein Abseitiger, schwer einzuordnen, wenngleich die Verbindung von Novelle oder Roman mit der Fabelwelt und der Phantastik in Italien Tradition hat — das Volksbuch der Italiener ist nicht die Göttliche Komödie, sondern Pinocchio! In der neuen Literatur reicht sie von Bontempelli bis zu Dino Buzzati und zu Calvino selber.

Bei einem starken Naturempfinden unter Verstrickungen der Liebe und Reiseabteuern verbinden sich Landolfis Erzählungen mit Reflexionen, mit Betrachtungen der Sprache selber. Landolfi ist Poet in seiner Prosa, konventioneller in seiner Lyrik. Eines Tages ging ihm, wie er schreibt, die «Dritte Person» verloren; es erschienen nunmehr tagebuchähnliche Reflexionen wie «Rien va» und «La bierre du pêcheur» (Das Bier des Fischers, die Bahre des Sünders? — der Doppelsinn faszinierte den Autor).

Doch auch die Erste Person kommt ihm abhanden. «Ich bin vergeblich auf der Spur jenes andern: meiner selbst». Würmer, Spinnen, Kröten spielen in vielen Erzählungen eine erschrekkende, aber auch mitleiderregende Rolle.

Landolfi hat nicht erlaubt, dass auf den Umschlägen seiner Bücher Klappentexte erschienen und lange Zeit gab es nur eine Photographie von ihm: das Gesicht durch die rechte Hand bedeckt. Doch da ist eine Mischung von Sichverbergen und Histrionismus, die zu den andern Widersprüchen von Naivität und Gelehrsamkeit, Erzählsuada und Brechung passt. Landolfi, der auch ein Schauspiel in Versen über einen Fürsten Landolfo des elften Jahrhunderts geschrieben hat und einen Canzoniere, mit Sonetten in barocker Manier durchsetzt, ist der Vergangenheit zugewendet: «Ich frage mich, warum ich so geringes Interesse an der Zukunft habe und sogar eine Abscheu vor ihr.» Und doch kam er im faschistischen Italien wegen Regimefeindlichkeit in Haft. Es ist für ihn typisch, dass er sich darüber nie geäussert hat, während andere, denen nichts dergleichen widerfahren war, sich ihres Antifaschismus rühmten.

Leben und Literatur Landolfis gehen in den Erzählungen völlig unabhängige Wege. Die Übergänge von Alltag zum Unheimlichen, von Gestaltung zu Entstaltung sind unmerklich und leise. Humor, auch Komik sind nie fern. Dieser Schriftsteller hat zu verschiedenartige Themen und auch Manieren des Schreibens, als dass ein kurzer Hinweis ihn definieren könnte. Immerhin sind progressive Verdunkelungen, Rückzüge aus anfänglichen Gewissheiten charakteristisch. Dass er, der leidenschaftliche Glückspieler, den Calvino im Casino von San Remo beobachtete, das Verlieren als den eigentlichen Sinn des Spielens sah, verwundert nicht.

François Bondy

Tommaso Landolfi: Nachtschatten, Erzählungen Band I, ausgewählt von Italo Calvino, Rowohlt, Reinbek; Cancroregina. Die «Krebskönigin» oder Eine seltsame Reise zum Mond, Erzählung, Beck & Glückler, Freiburg i. Br.